

Title	Zum Sprachwandel im Deutschen der Gegenwart
Sub Title	現代ドイツ語における言語変化
Author	Kreutzer, Jens
Publisher	慶應義塾大学藝文学会
Publication year	2006
Jtitle	藝文研究 (The geibun-kenkyu : journal of arts and letters). Vol.91, No.2 (2006. 12) ,p.55- 70
JaLC DOI	
Abstract	
Notes	Essays in Honour of Profrssor Takahiro Shibata
Genre	Journal Article
URL	https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN00072643-00910002-0055

慶應義塾大学学術情報リポジトリ(KOARA)に掲載されているコンテンツの著作権は、それぞれの著作者、学会または出版社/発行者に帰属し、その権利は著作権法によって保護されています。引用にあたっては、著作権法を遵守してご利用ください。

The copyrights of content available on the KeiO Associated Repository of Academic resources (KOARA) belong to the respective authors, academic societies, or publishers/issuers, and these rights are protected by the Japanese Copyright Act. When quoting the content, please follow the Japanese copyright act.

Zum Sprachwandel im Deutschen der Gegenwart

Jens Kreutzer

Sprachwandel vollzieht sich normalerweise schleichend, kaum merklich. Doch in den letzten Jahren scheint sich das Deutsche recht auffällig zu verändern, jedenfalls empfinden das viele Sprecher¹ offenbar so, und ZIMMER² (2005) kommentiert jüngere Entwicklungen gar folgendermaßen: „Vermutlich macht es [sc. das Deutsche] zur Zeit den größten Veränderungsschub seiner bisherigen Geschichte durch.“ Wie läßt sich das erklären, und wohin zielt diese Entwicklung? Der vorliegende Aufsatz möchte einige Gedanken dazu vorstellen.

Das Thema Sprachwandel hat in jüngster Zeit auch in der internationalen Linguistik viel Beachtung gefunden.³ Nachdem die Forschung sich lange auf das Beschreiben von historischen Sprachstufen und den Entwicklungen, die ihnen zugrundeliegen, konzentriert hatte, ist nun der Sprachwandel, der sich vor unseren Augen in der Gegenwart vollzieht, ins Zentrum der Aufmerksamkeit

¹ ZIMMER (2005:105) berichtet von einer Umfrage des Instituts für deutsche Sprache 1997, in der fast die Hälfte der Befragten einen merklichen Sprachwandel zu erkennen glaubte, der überwiegend als negative Erscheinung bewertet wurde. Daß der Wandel (und inzwischen der Versuch des Gegensteuerns) ein wichtiges Thema der Gegenwart ist, wird besonders dadurch deutlich, daß ein Buch wie *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* von Bastian Sick sich hartnäckig auf den Bestsellerlisten hält.

² Ebd.

gerückt, auch weil man die Prozesse, die dort ablaufen, mittlerweile etwas besser versteht. DEUTSCHER (2005) beschreibt folgende drei Prinzipien, durch die jede lebende Sprache einem beständigen Wandel unterworfen wird: Abnutzung, Ausdrucksbedürfnis und Analogiebildung.⁴

Mit Abnutzung ist die Tendenz von Sprechern einer Sprache gemeint, von ihnen als überflüssig empfundenen phonetischen Material nicht mehr auszusprechen. Beispiele aus dem Englischen sind die phonetischen Kontraktionen von *do not* zu *don't* oder von *want to* zu *wanna*. Während die Abnutzung Sprachmaterial nach und nach verschwinden läßt, sorgt das Ausdrucksbedürfnis umgekehrt für dessen Vermehrung: Ist ein Ausdruck durch ständigen Gebrauch so alltäglich und banal geworden, daß Sprecher ihn nicht mehr als ausdrucksstark genug empfinden, ergänzen sie Wörter, um ihren Äußerungen Nachdruck zu verleihen. So sagt man im Englischen mitunter statt einfach *no* lieber *not at all*. Auch die Suche nach immer neuen Metaphern, die mit der Zeit zunächst zu geflügelten Worten werden, dadurch in ihrer Wirkung abstumpfen und somit schließlich zum Klischee absteigen oder zum nicht mehr als metaphorisch wahrgenommenen Teil des Lexikons werden, fällt unter das Prinzip Ausdrucksbedürfnis. Analogiebildung ist schließlich die Anpassung von bestimmtem Sprachmaterial an anderes, zu beobachten z. B. bei der neuen englischen Vergangenheitsform *to dive – dove* (statt wie früher *dived*), die sich in den USA durchgesetzt hat. Das Vorbild waren ähnliche unregelmäßige Verben wie *to drive – drove*. Im Hintergrund steht hier

³ Mit DEUTSCHER (2005) liegt z. B. eine Monographie vor, die anhand von zahlreichen Beispielen illustriert, wie sich auch die Herausbildung von komplexen Aspekten der Grammatik (etwa Flexionsendungen) durch graduellen Sprachwandel erklären läßt. Vgl. auch WILDGEN (2004) und HEINE/KUTEVA (2005), die sich respektive mit der Entstehung und Weiterentwicklung der Sprache bzw. der Veränderung einer Sprache durch Kontakt mit anderen Sprachen beschäftigen. ROBERTS (2003) betrachtet das Thema vom Standpunkt der (minimalistischen) generativen Grammatik.

⁴ Im Original *economy, expressiveness, analogy* (a. a. O. S. 62).

das Bedürfnis nach Einheitlichkeit in der Sprache – auch wenn in diesem speziellen Beispiel ein regelmäßiges Verb zu einem unregelmäßigen gemacht wurde. Im folgenden werde ich bei der Untersuchung von Phänomenen des Gegenwartsdeutschen diese drei Prinzipien Abnutzung, Ausdrucksbedürfnis und Analogiebildung zur Klassifizierung nutzen.

Daß die (zunächst einmal phonetische) Abnutzung im Deutschen seit vielen Jahren am Werke ist, steht wohl außer Frage. Dies wird etwa durch den Wegfall der alten Dativendung bestimmter Substantive exemplifiziert: *dem Kinde* → *dem Kind*. Aber auch an anderer Stelle spricht man meist nicht mehr das, was eigentlich vorhanden sein sollte: [ɪs] statt *ist*, [ɪç kɔm] statt *ich komme*, [nen] statt *einen*, [de:nŋ] mit silbischem zweiten [ŋ] statt *denen*. Andererseits kann man nicht sehr viel neuentstandenes Grammatikmaterial beobachten, das sich aus den Prinzipien Ausdrucksbedürfnis und Analogiebildung speiste. Warum gibt es aber nur eine Erosion des Bestehenden, ohne daß sich neue grammatische Systeme herausbilden? Vermutlich stellte die einheitliche Schriftsprache seit ihrer Entstehung ein großes Hindernis für den grammatischen Wandel dar.⁵ Das Schriftbild hemmt als Kontrollinstanz das Entstehen neuer grammatischer Phänomene. In Deutschland bestand fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch eine große Stabilität im Schriftbild, da die Rechtschreibung vereinheitlicht und die Alphabetisierungsrate hoch war. Aus verschiedenen Gründen ist aber zum Jahrtausendwechsel nun ein Zustand der Fluktuation entstanden, in dem viele Veränderungen möglich erscheinen, die vorher unmöglich waren, besonders bei der jungen Generation.

In diesem Zusammenhang erscheint ein Blick auf die Einstellung der Öffentlich-

⁵ Ein Beispiel ist wiederum das Englische, bei dem sich die Aussprache in Laufe der Jahrhunderte sehr stark geändert hat, aber das Schriftbild weitgehend gleich blieb.

keit zu Schriftbild und Rechtschreibung angebracht. Noch in den 1960er Jahren dachte man so über die Rechtschreibung:⁶

„Rechtschreibung ist eine Leistung, die den ganzen Menschen vielseitig beansprucht. Trotz vorkommender Ungereimtheiten kann man heute noch die Leistung im Rechtschreiben als Beurteilungsmaßstab für die geistige Leistungsfähigkeit überhaupt betrachten. [...] Rechtschreiben ist eine optische, akustische, motorische, geistige und seelische [!] Gesamtleistung. Die fehlerkundlichen Untersuchungen haben erwiesen, daß alle rechtschreiblichen Fehlleistungen auf das Versagen einer oder mehrerer der drei Hauptfunktionen ‚Aufmerksamkeit‘, ‚Gedächtnis‘ und ‚Denken‘ zurückzuführen sind.“

Die gute Kenntnis der Rechtschreibung wurde früher also mit Bildung und Intelligenz schlechthin gleichgesetzt, oder anders ausgedrückt: Wer nicht richtig schreiben konnte, wurde sozial stigmatisiert und ausgegrenzt, gar für ‚dumm‘ oder seelisch unzulänglich gehalten. Wenn jemand auf seinem Ladenschild einen Rechtschreibfehler gemacht hätte, so wäre es eine Peinlichkeit ersten Ranges gewesen. Daher verwundert es nicht, daß das Rechtschreibtraining ein wesentlicher – wahrscheinlich der wichtigste – Bestandteil des Deutschunterrichts war. Das oben zitierte Lehrwerk legt es nahe, in der Grundschule jeden Tag, in den höheren Klassen mindestens einmal pro Woche ein Übungsdiktat schreiben zu lassen. Es versteht sich, daß jemand mit einer Rechtschreibschwäche oder jemand, der nicht 13 Jahre lang seine Rechtschreibkenntnisse am Gymnasium verfeinern konnte, eine solche Haltung der Gesellschaft als frustrierend oder sogar als Unterdrückungsmechanismus wahrnehmen konnte. Erst vor diesem Hintergrund der ‚Rechtschreibpedanterie als Feindbild‘ lassen sich

⁶ Aus: JÄGEL, Wolf-Dietrich. *Übungs- und Prüfungsdiktate zur Rechtschreibung und Zeichensetzung*. Paderborn 1966: Schöningh. (Vorwort) Meine Hervorhebung.

jüngere Entwicklungen verstehen.⁷

Vermutlich in den 1970er und 1980er Jahren vollzog sich ein Wandel: Seit dem Beschluß der Kultusministerkonferenz vom April 1978 wird die Leserechtschreibschwäche (LRS) als Problemfall anerkannt. Mit der in diesen Zeitraum fallenden Änderung der Lehrpläne wurden außerdem anstelle der Rechtschreibung andere Schwerpunkte im Unterricht gesetzt, und es brach sich der Wunsch Bahn, die korrekte Beherrschung der Orthographie nicht mehr als elitäres Erkennungsmerkmal zu sehen, das Menschen ausgrenzen kann. Wer also in bezug auf Ausbildung oder Befähigung benachteiligt war, sollte deshalb nicht mehr diskriminiert werden.

In dieses gedankliche Umfeld gehört aber auch die (schon von viel längerer Hand immer wieder einmal geplante) Rechtschreibreform: Damit niemand mehr wegen mangelhafter Rechtschreibung diskriminiert werde, sollte sie möglichst so vereinfacht werden, daß jeder die richtigen Schreibweisen in relativ kurzer Zeit erlernen könne. Dabei kümmerte man sich jedoch nicht darum, ob die Sprache dann noch ebensogut zu lesen und zu verstehen sei und alle ihre Ausdrucksnuancen behalte. 1996 wurde die Reform gegen den Willen der Mehrheit der Bevölkerung von der Politik durchgesetzt. Durch die allgemeine Verwirrung, die zahlreichen Nachbesserungen (2004, 2006) und die Vielzahl der Varianten herrscht mittlerweile eine große Unsicherheit in Sachen Rechtschreibung. Mit dem „Rat für deutsche Rechtschreibung“ wurde inzwischen ein Gremium eingesetzt, das im Jahresrhythmus über weitere Änderungen der Rechtschreibung entscheiden soll. Wenn sich die Schreibweisen alljährlich ändern können, verwundert es kaum, wenn die Rechtschreibung als beliebig und im Grunde

⁷ Vgl. hierzu auch ZIMMER (2005:83ff.).

unwichtig empfunden wird.⁸

Hinzu kommt noch, daß es heutzutage Bereiche gibt, in denen die deutsche Rechtschreibung keine oder nur eine geringe Bedeutung hat. Einerseits ist dies das kulturelle Umfeld von Minderheiten, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, andererseits ist es die Welt kurzlebiger Textnachrichten in E-mails, SMS und Internet, wo oft die bloße Kommunikation und nicht die korrekte schriftliche Form im Vordergrund steht. Ferner experimentiert die Werbung gern mit der Rechtschreibung, um Aufmerksamkeit zu erheischen oder selbstgewählten ästhetischen Kriterien gerecht zu werden („Puder Zucker“ als Packungsaufschrift). Dies alles schafft Präzedenzfälle, so daß sich die Gleichgültigkeit und Unsicherheit der Rechtschreibung gegenüber in letzter Zeit immer weiter – und auch auf andere Bereiche des Lebens – ausbreiten. Man findet in der Öffentlichkeit und selbst in Büchern kaum noch einmal einen Text, der wirklich fehlerfrei ist: Der geringere Aufwand beim modernen Publizieren durch EDV (oft unter Zeitdruck) verführt dazu, auch bei der Fehlerkontrolle weniger Aufwand zu betreiben. Sicher spielen auch wirtschaftliche Aspekte eine Rolle, da nichtmaschinelles Lektorat teuer ist und der Großteil der Leser offenbar einen gewissen Prozentsatz von Rechtschreibfehlern entweder hinnimmt oder nicht bemerkt.

Durch das weitgehende Fehlen von vollständig korrekten und daher beispiel-

⁸ ZIMMER (2005:81f.) betrachtet die Rechtschreibreform in diesem Zusammenhang als weniger relevant, da „die Mehrzahl der [von ihm im Internet analysierten] Schreiber völlig uninteressiert an jeglicher Orthographie zu sein scheint“ und der Großteil der festzustellenden Fehler nicht auf die Diskrepanz zwischen alter und neuer Schreibweise zurückgeführt werden könne. Er übersieht dabei, daß die Reform zu diesem Klima der Beliebigkeit aber zumindest beigetragen hat: Wenn zwei (und mehr) konkurrierende Orthographien koexistieren, braucht es nicht zu verwundern, wenn viele sich gar nicht mehr um die Rechtschreibung scheren.

haften Texten werden die jungen Leute beim Erwerb der korrekten Schriftsprache mittlerweile weitgehend alleingelassen. Im Schulunterricht wurde zudem die Bedeutung der Orthographie seit den 1970er Jahren lange Zeit zurückgenommen; erst in jüngster Zeit gibt es gegenläufige Tendenzen.⁹ Mangelt es also ohnehin schon an Vorbildern und Übungsmöglichkeiten, scheinen Jugendliche darüber hinaus auch immer weniger Bücher zu lesen – wodurch die Möglichkeit, sich durch intensive Textrezeption mit den Konventionen vertraut zu machen, noch weiter eingeschränkt wird. ZIMMER (2005:88ff.) beschreibt, wie die neuen Medien in Konkurrenz zum Medium Text treten und so die Tendenz haben, die mit Lesen verbrachte Zeit zu reduzieren. Außerdem untergräbt der Einfluß des Englischen gewisse orthographische Konventionen (besonders zu beobachten bei der Auseinanderschreibung von Komposita: „Tomaten Suppe“). Die oben beschriebenen Faktoren bringen es mit sich, daß vielen (vor allem, aber nicht nur jungen) Sprechern des Deutschen jegliches Bewußtsein für Orthographie und ihren Zweck abhandengekommen ist. Wenn aber die stabilisierende Verankerung durch das Schriftbild fehlt, entstehen Unsicherheiten in bezug auf Lautung, Morphologie und Grammatik, welche zu sprachlichen Veränderungen führen können. Diese Situation faßt ZIMMER wie folgt zusammen:¹⁰

„Im Bereich des Vokabulars werden Lautung und Schreibung der Wörter

⁹ Die oft zitierte PISA-Studie aus dem Jahr 2000 hat wegen ihrer mittelmäßigen bis schlechten Ergebnisse eine Diskussion über das deutsche Bildungssystem entfacht. Zwar wurde im PISA-Test in erster Linie das Textverständnis (d. h. die Lesekompetenz), die Rechtschreibung (ein Teil der Schreibkompetenz) hingegen bestenfalls am Rande abgeprüft (und ohnehin nur bei den Aufgaben, die eine selbstformulierte Antwort erforderten), jedoch geht die bildungspolitische Tendenz nun in Richtung ergebnisorientiertes, überprüfbares Lernen, und die Beherrschung der Rechtschreibung ist ein solches (besonders leicht verifizierbares) Lernergebnis. Auch die Einführung des Landes- oder Zentralabiturs in vielen Bundesländern bestätigt den Trend zu Vergleichbarkeit und Überprüfbarkeit von erworbenem Wissen.

¹⁰ ZIMMER (2005:80) hat eine Anzahl von Beiträgen zu Internetforen analysiert, wobei er keinen Anspruch auf Repräsentativität erhebt.

ungewiss. In der Grammatik lösen sich die Satzstrukturen zugunsten einer fließenden Verkettung von Minimalsätzen auf. Im Bereich der Orthographie sind drei Systeme mehr oder weniger zusammengebrochen: Interpunktion, Groß- und Kleinschreibung und Kompositaschreibung.“

Als Folge der Unsicherheit bezüglich der Schriftsprache schreiben viele mittlerweile so, wie sie sprechen würden, besonders bei der direkten Kommunikation mittels Texten (SMS, E-mail, Internetforen). Dadurch wird die bremsende Kontrollfunktion der Schriftsprache ausgehebelt, und dem Sprachwandel wird freier Lauf gelassen. In erster Linie wird dies die Abnutzung noch begünstigen, die sich ohnehin schon auf die Schriftsprache ausgewirkt hat: Was mit Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit (oder positiver ausgedrückt: Effizienz) begann, endete schließlich in einer tatsächlichen Änderung der Sprache: *dem Kind* ist mittlerweile der Standardfall, *dem Kinde* klingt altmodisch oder überkorrekt.¹¹ Neben der Abnutzung des phonetischen Materials einzelner Wörter ist zudem auch ein Verschwimmen von Wortgrenzen zu beobachten. Was aber im Alltag als ‚Wort‘ verstanden wird, wird im Deutschen außer durch ein Konzept von für sich stehenden Sinneinheiten hauptsächlich über das Schriftbild ausgedrückt, nämlich durch die Leerzeichen davor und danach. In Zweifelsfällen kommt es daher zu Neudeutungen, die wiederum als Vorbild dienen können und so Rückwirkungen auf die allgemeine Schriftsprache haben. Wörter können (nach Vorbild des Englischen oder durch ein inkorrektes Verstehen der Rechtschreibreform) zerteilt werden: *Die Bourne Verschwörung* (Filmtitel), ... *wird Kamera überwacht* (Hinweisschild). Zwei Wörter können aber auch zu einem verschmelzen:

¹¹ In SOMMERFELDT (2005:45) findet sich der Hinweis, daß in Textproben aus dem Jahr 1879 noch überwiegend das *-e* im Dativ Singular der Maskulina und Neutra anzutreffen sei.

und zwar → *undzwar, unzwar*

vor allem → *vorallem*

nur noch → *nurnoch*

gar nicht → *garnicht* (ein alter Streitfall)

Nach DEUTSCHER ist ein solches Verschmelzen von Wörtern die Voraussetzung für das Entstehen neuer grammatischer Endungssysteme. Davon ist im Deutschen zwar noch nichts zu bemerken, aber es erscheint nicht mehr ganz so unvorstellbar wie vielleicht noch vor 15 Jahren. Da z. B. die Kasusendungen der Nomina weitgehend verschwunden sind, werden ihre Funktionen momentan von den Artikeln übernommen. Eine Verschmelzung von Artikel und Nomen zu einer Art Nomen mit Kasuspräfix wäre in der Zukunft nicht undenkbar.

Neben der schriftsprachlichen Konvention hat normalerweise auch die Schule eine gewisse Kontrollfunktion, indem sie nicht der Norm entsprechende orthographische und gesprochene Varianten als solche kenntlich macht und meist auch sanktioniert. Trotzdem tauchen in letzter Zeit in dem von mir beobachteten Umfeld einige ‚Fehler‘ auf, die sich trotz ständiger Verbesserung als nahezu omnipräsent und korrekturresistent erweisen. Diese Beispiele aus meiner persönlichen Schulpraxis sollen nun vorgestellt und kommentiert werden. Es ist nicht auszuschließen, daß diese Abwandlungen ‚Schule machen‘ werden; daher lohnt es sich, die weitere Entwicklung im Auge zu behalten.

Abnutzung

Die Endungen der obliquen Kasus von Pronomina werden beim Sprechen oft nicht mehr realisiert; mittlerweile fehlen sie auch häufiger in schriftlichen Äußerungen, wie folgende Daten aus Schülertexten illustrieren:

1. Dein__ Schlußsatz habe ich irgendwie nicht recht mitbekommen.
2. Durch dein__ leicht humorvollen Touch ...

Im gesprochenen Deutsch der meisten Schüler ist die Dativendung bei *Herrn* verschwunden: „Ich suche Herr Kreutzer.“ Verbessert man zu *Herrn*, wird nicht selten mit Überraschung reagiert, woraus folgt, daß nicht nachlässige Aussprache, sondern Unkenntnis der Form dahintersteckt. ZIMMER¹² beschreibt ähnliche Phänomene in seiner Analyse von Internettexten und kommt auch zu demselben Schluß, nämlich zu dem, daß „die betreffenden Schreiber gar nicht wussten, wie die Wörter wirklich lauten, sie sie also auch nicht nach dem Gehör schreiben konnten.“ Die phonetische Abnutzung tangiert also die Grammatik, da Personen, die fast nur noch die verkürzten Formen hören, diese als die grammatisch korrekten interpretieren. Ein Wort wie *denen* [de:nən] wird oft wie *den-n* [de:n̩], also wie *den* plus silbischem *n* ausgesprochen. Dies klingt dann wie ein verlängerter *n*-Laut am Wortende. Wer die grammatischen Formen kennt, wird spezifisch auf die Länge des *n*-Lauts achten, um herauszuhören, ob *den* oder *denen* gemeint ist. Wer die Grammatik noch lernt oder sich unsicher ist, bemerkt den feinen Unterschied in der Aussprache vielleicht nicht und versteht bei [de:n̩] und [de:n] immer nur [de:n]. So verschwindet die Form *denen* allmählich im gesprochenen Deutsch, und inzwischen offenbar auch im geschriebenen. Dies verursacht jedoch anscheinend keine besonderen Verständnisprobleme.

Einige der auftretenden verkürzte Formen sind hier im Überblick aufgeführt:

einen → ein	seinen → sein	denen → den	viele → viel	Herrn → Herr
-------------	---------------	-------------	--------------	--------------

¹² A. a. O. S. 78. Hervorhebung im Original.

Bei *einen*, *seinen* und *denen* laufen gleichartige Prozesse ab. Bei *viele/viel* findet möglicherweise eine Verwischung des unterschiedlichen Gebrauchs mit zählbaren und nichtzählbaren Nomina statt. Das *n* bei *Herrn* wird offenbar als redundant empfunden, da viele andere Nomina (insbesondere Namen) ebenfalls keine Akkusativ- und Dativendung aufweisen („Ich gehe zu Tim“; „Ich suche Tim“); neben dem Abnutzungsprinzip könnte hierbei auch das Prinzip der Analogiebildung bzw. Vereinheitlichung wirksam sein.

Analogiebildung

Das Präteritum wird im Deutschen fast nur noch im schriftlichen Bereich verwendet; in der gesprochenen Sprache drückt man die Vergangenheit in der Regel mit den analytischen, perfektiven Tempora aus. Schüler, die selten Texte im Präteritum lesen (z. B. Erzählungen, Romane etc.), kennen oft die Präteritalformen von seltener auftretenden Verben gar nicht mehr, und so müssen diese – genauso wie die Konjunktivformen – im Unterricht erst vermittelt werden. Zwei Verben werden aber auch im gesprochenen Deutsch fast immer im Präteritum statt im Perfekt verwendet: *haben* und *sein*, also *hatte* bzw. *war*. Möglicherweise ist dies darauf zurückzuführen, daß die Perfektformen *habe gehabt* bzw. *bin gewesen* durch die Dopplung von gleichlautendem Hilfs- und Vollverb als redundant empfunden werden; zudem kennt jeder die korrekten Präteritalformen, weil sie ständig als Hilfsverben für die Konstruktion des Plusquamperfekts in Gebrauch sind. Aber auch das Verb *finden* im Sinne von *beurteilen*, *bewerten* wird in der Vergangenheit fast nur als Präteritalform gebildet, da es die eigene Meinung einer Person wiedergibt.¹³

¹³ Das Präteritum ist die Zeitform, in der über die Sphäre der persönlichen Erlebnis-, Wahrnehmungs- und Gedankenwelt berichtet wird.

3. Ich fand deine Rede gut.

4. *?Ich habe deine Rede gut gefunden.

In letzter Zeit tritt häufiger eine falsche Präteritalform von *finden* auf, sowohl mündlich als auch schriftlich:¹⁴

5. Ich fand^e das gut.

Da hier phonetisches Material ergänzt wird, kann es sich dabei nicht um Abnutzung handeln. Möglicherweise handelt es sich um eine Analogiebildung: Wenn außer *hatte*, *war* und *fand* kaum Präteritalformen bekannt sind, färbt vielleicht das *-e* von *hatte* auf *fand* ab, zumal sich beide Wörter stark ähneln (Vokal, Dentallaute). Eventuell geht die empfundene Ähnlichkeit so weit, daß auch die Silbenstruktur angeglichen wird. Auch eine Angleichung des starken Verbs *finden* an schwache Verben überhaupt (wie bei EISENBERG 2005 erläutert) liegt als Erklärung nahe: Deren Standardendung *-te* im Präteritum hat große Ähnlichkeit mit *-de* bei *fand^e*. Ein weiterer Erklärungsansatz bezieht sich auf reduzierte Präsensformen. Statt *ich komme* wird in der Regel nur noch *ich komm'* gesprochen, wobei das ‚verschluckte‘ *e* aber wohl noch im Bewußtsein der meisten Sprecher verblieben ist. Wenn aber bei einer Form in der 1. Person Singular, die konsonantisch endet, im Sprecherbewußtsein ein *-e* zu ergänzen ist, könnte das gleiche Prinzip tempusübergreifend auf die konsonantisch endende Präteritalform *ich fand* angewendet worden sein:

¹⁴ Im August 2006 ergab eine Eingabe von „ich fand^e“ in eine bekannte Internetsuchmaschine ca. 111.000 Treffer. Zur Zeichenfolge „ich fand“ gab es ca. 3.280.000 Treffer. Die falsche Präteritalform tritt also bereits zu 3,26% in Internettexten auf.

ursprüngliche Form	verkürzte Aussprache/ Deutung als solche	Ergänzung der Endung
ich komme →	ich komm'	→ ich komme
	↓ Analogie	↓ Analogie
ich fand (obskur)	ich fand'	→ ich fand

Somit wäre das falsche *-e* das Ergebnis einer hyperkorrekten Ergänzung einer imaginären Endung, die man als durch verkürzte Aussprache weggefallen deutet. Aus diesem Präzedenzfall könnte sich sogar die Umkehr des Endungssystems von Präsens und Präteritum entwickeln.¹⁵

ursprüngliche Form	verkürzte Aussprache/ Deutung als solche	neue Formen?
ich komme →	ich komm'	→ ich komm
ich fand →	ich fand'	→ ich fand

Das *-e* im Präsens wird offenbar seit längerer Zeit als redundant empfunden. Fiele es gänzlich weg, wäre es denkbar, daß diese ‚freigewordene‘ Endung sich in Analogie zum *-te* der schwachen Verben im Präteritum zur allgemeinen Präteritalendung *-(t)e* entwickelt.¹⁶ Im Internet finden sich (im August 2006) bereits mehrere Dutzend Instanzen von *ich kame* statt *ich kam*, *ich schluge* statt

¹⁵ Zunächst in der 1. Person Singular, später vielleicht auch in der 3. Person Singular. Die Endungen der anderen Personalformen sind ohnehin in beiden Tempora identisch.

¹⁶ Der Vorläufer der deutschen Sprache (Indoeuropäisch) kannte vermutlich nur starke Verben und bildete die Tempora nur durch den Ablaut. Schon im Voralthochdeutschen (500 v. Chr.-750 n. Chr.) entstanden wahrscheinlich einige schwache Verben, im Mittelhochdeutschen kamen analytische Tempora hinzu. (Obige Angaben stammen sämtlich aus BRUNDIN 2004:12.) Man kann also sagen, daß die Geschichte der deutschen Sprache von einem Rückzugsgefecht der starken Verben durchzogen ist, das nun vielleicht in die letzte Runde geht, bevor die starken Verben endgültig von den schwachen assimiliert werden.

ich schlug (wobei zu unterscheiden ist, wenn einfach nur *ich schlucke* falsch geschrieben wird), *ich tranke* statt *ich trank*, selten *ich zoge* statt *ich zog* (häufiger als falsche Schreibung für *ich zocke* = *ich spiele*). Es bleibt abzuwarten, wie sich die Entwicklung fortsetzt.

Ausdrucksbedürfnis

Dies ist das Prinzip, in dem DEUTSCHER die Quelle gänzlich neuer grammatischer Formen sieht. So könnte man dafür argumentieren, daß die Umschreibung mit *von* den Genitiv verdrängt und die Präposition *von* in der Zukunft zu einer Art neuem Genitiv-Präfix werden könnte. Gegenwärtig habe ich jedoch nur einige Tendenzen in Ausdruck und Satzbau beobachten können.

Die Suche nach einem stärkeren Ausdruck für *ja* hat in letzter Zeit viele Menschen veranlaßt, statt dessen *auf jeden Fall* zu sagen, obwohl dies eigentlich nur in Situationen semantisch sinnvoll ist, in denen tatsächlich verschiedene Eventualitäten eintreten könnten und die Antwort dann in allen diesen Fällen *ja* wäre. Insofern ist *auf jeden Fall* ein semantisch umfassenderer, stärkerer Ausdruck als *ja*, weshalb er zur Betonung gut geeignet ist. Möglicherweise hat diese Modeerscheinung ihren Zenith aber bereits überschritten.

Zu beobachten ist auch, daß immer öfter statt *kein(e)* das betontere *nicht ein(e)* verwendet wird. Während der Normalfall *kein(e)* einfach die Verneinung ausdrückt, wird *nicht ein(e)* normalerweise im Kontext des Ausrufs oder des Kommentars zu einem Sachverhalt eingesetzt:

6. Und mein Papa hat nicht einen Pfennig dazubezahlt! (Werbung)
7. Als ob Arbeitslosigkeit nicht eine besonders drastische Form sozial bedingter Beeinträchtigung von Gesundheitschancen wäre! (Kommentar)

Dabei wird jeweils entweder der erste oder der zweite Bestandteil (*nicht* oder *ein*) gesondert betont, wodurch sich die Notwendigkeit der Trennung des *kein(e)* in seine semantischen Bestandteile erklärt. Jedoch taucht *nicht ein(e)* nun auch in Kontexten auf, die gänzlich unbetont sind:

8. Sie ersetzen auch keine fachliche Beratung.
9. Sie ersetzen auch nicht eine fachliche Beratung.

Neben dem Wunsch, dem Gesagten mehr Nachdruck zu verleihen, obwohl dies semantisch nicht angezeigt ist, mag hier auch (insbesondere bei Übersetzungen) das Englische eine Rolle spielen, das den Ausdruck *kein(e)* nicht kennt: Bei der Verneinung steht normalerweise *not* plus Artikel:

10. He isn't a hero. (Er ist kein Held.) → *?analog übersetzt*: Er ist nicht ein Held.
11. He is no hero. (Er ist nicht das, was man unter einem Helden versteht.)

Die Alternativverneinung mit *no* hat im Englischen eine besondere Bedeutung (s. Satz 11), ist also nicht als Entsprechung für *kein(e)* zu werten.

Durch die genannten Beispiele zeigt sich, daß der Sprachwandel im Deutschen zur Zeit merklich und direkt beobachtbar vonstatten geht, und zwar in allen dreien von DEUTSCHER genannten Bereichen. Welche der oben kurz ange-deuteten Phänomene aber tatsächlich Bestand haben werden, kann nur die Zukunft zeigen. Zweifellos lohnt es sich jedoch, das Gegenwartsdeutsch auch weiterhin auf interessante Tendenzen zu untersuchen, denn man wird sicherlich fündig werden.

Bibliographie

- Ágel, Vilmos. (2005) „Wort-Arten aus Nähe und Distanz.“ In: Knobloch/Schaeder, 95-129.
- Brundin, Gudrun. (2004) *Kleine deutsche Sprachgeschichte*. München: W. Fink. (UTB)
- Deutscher, Guy. (2005) *The Unfolding of Language*. London: Heinemann.
- Eisenberg, Peter. (2005) „Das Verb als Wortkategorie des Deutschen. Zum Verhältnis von synthetischen und analytischen Formen.“ In: Knobloch/Schaeder, 21-41.
- Heine, Bernd und Tania Kuteva. (2005) *Language Contact and Grammatical Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Knobloch, Clemens und Burkhard Schaeder (Hgg.). (2005) *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Roberts, Ian. (2003) *Syntactic Change. A Minimalist Approach to Grammaticalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst. (2005) *Skizze einer kommunikativen Sprachgeschichte*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Wildgen, Wolfgang. (2004) *The Evolution of Human Language. Scenarios, principles, and cultural dynamics*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.
- Zimmer, Dieter E. (2005) *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*. Hamburg: Hoffmann und Campe.